Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 8

Artikel: Offen herausgesagt. Die falsche Solidarität
Autor: Roth, Daniel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074098

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Illustration von Fritz Hellinger

VON DANIEL ROTH

Die falsche Solidarität

«C'est plein de disputes, le bonheur!»
Anouilh, «Antigone»

Das Erdbeben von Messina und die Cholera-Epidemie vom Winter 1908-09 haben paradoxerweise zum Ruf Siziliens als eines Ferienparadieses beigetragen. Damals füllten sich die Spalten der Weltpresse mit Artikeln über die bisher wenig beachtete Insel. Axel Munthe berichtet darüber in seinem «Buch von San Michele». Die Reporter und die Helfer aus aller Welt lobten eben auch die herrliche Landschaft und die sympathischen Menschen.

Auch für Zermatt wird vielleicht der Schaden, den es als Fremdenort durch die Typhus-Affäre gelitten hat, auf längere Frist dadurch kompensiert, daß man jetzt in der ganzen Welt gelesen hat, wieviel Leute von Tokio bis Los Angeles diesen Kurort aufgesucht haben. Aber das Dorf unter dem Matterhorn war bereits ziemlich weltbekannt. Die Schweiz ist nicht Sizilien, wir leben in der Mitte des 20. Jahrhunderts, und man kann nicht den Fünfer und das Weggli haben. Man kann sich nicht zugleich als hochmodernen Kurort mit bester Schweizer Hygiene gerieren und die Dinge so weit kommen lassen. Da wird dann eben die Wasserversorgung selber schon zu einer Gesinnungsfrage – und erst recht die Reaktion auf den Beginn einer Epidemie.

Manche Sage aus unseren Alpen berichtet von Kuhherden, die durch einen bösen Geist verzaubert wurden. Wenn nun der Hirt auf die Alp kommt und sein Vieh nicht findet, bricht er nicht in lautes Jammern aus: dadurch würde das Unheil nur endgültig. Er pfeift vor sich hin oder singt ein Lied, als ob nichts geschehen wäre, während er auf Abhilfe

sinnt. Diese Haltung ist es, die man uns oft im guten Sinn als Bedächtigkeit anrechnet. Und sie hat sich in mancher Gefahr bewährt. Aber zu ihr gehört, daß man stets auf alles gefaßt ist und gerade deshalb auf hereinbrechendes Übel zwar pfeifend, aber äußerst aktiv reagiere.

Die Walliser, die in der ganzen Welt als Konditoren, Gastwirte und Hoteliers den Ruf unseres Landes mit begründen halfen, wären niemals so erfolgreich gewesen, hätten sie in Kairo, Kalkutta oder San José nicht jeweilen sehr rasch «geschaltet», wenn dort eine Epidemie oder eine Revolte ausbrach. Sie mußten auch immer wieder den Mut aufbringen, den momentanen Ruf ihrer Etablissements zu beeinträchtigen, um den dauernden «good-will» zu retten.

Ein zu guter Ruf ist gefährlich

In manchen Belangen ist unser Ruf zu schlecht, in anderen zu gut. In seinem erstaunlich einfühlenden, witzigen Büchlein «Lern dies Volk der Hirten kennen» (Artemis-Verlag, Zürich) sagt der Österreicher Hans Weigel: «Die Bahn- und Postdienste der Schweiz sind vollkommen – Zivilisation, die in Kultur umschlägt . . .» Wer als Journalist vom Funktionieren unserer Post abhängig ist, weiß, daß das der Wirklichkeit nicht mehr entspricht. Und vor allem müßte Weigel, wenn er rühmt, man finde überall Postämter, hinzufügen: «allerdings mit einer immer kürzer werdenden Öffnungszeit».

Abgesehen davon hat das Lob, wonach bei uns alles geradezu phänomenal klappe, etwas Tückisches. Jedermann weiß im Grund, daß es zwar nützlich und angenehm ist, wenn das Organisatorisch-Technische und besonders die Hygiene in Ordnung ist, daß dies aber nicht der Sinn des Lebens sein kann. Das Lob enthält oft einen mehr oder weniger gelinden Tadel, wir lebten am Menschlichen vorbei. Zugleich aber schmeichelt es uns und ermuntert uns, auf diesem einen Gebiet, wo das möglich scheint, tatsächlich an der Spitze der Welt zu marschieren und dies denn auch selber in die Welt hinaus zu posaunen. Der Sturm der Entrüstung und der Sensationsmeldungen, der sich nach dem Zermatter Fall in England erhob, war die halb frohlockende Rache der Enttäuschten, die irrtümlicherweise geglaubt hatten, daß es außer England auch noch ein Land gebe, wo die Perfektion auf Erden mindestens in einer Hinsicht verwirklicht sei. Es ist eine gewaltige Leistung unserer Propaganda, daß sie jenes ausländische Lob so sehr zu ermuntern vermochte. Aber sie hat bewirkt, daß Pannen, die es überall gibt, uns dreifach angekreidet werden. Und indem wir selber noch die Illusion für bare Münze nahmen, haben wir vergessen, daß das Organisatorisch-Technische nur solange gut funktioniert, als die menschlichen Grundlagen klappen, auf denen es beruht.

Wenn man bei uns etwas weniger der Meinung wäre, daß «so etwas in der Schweiz nicht mehr möglich ist», hätte man in Zermatt und in Sitten vielleicht weniger lang die Epidemie nicht wahrhaben wollen und schneller alles in Bewegung gesetzt, um ihrer Herr zu werden. Die Spalten der Weltpresse hätten sich, statt mit empörten Berichten über die Vertuschungstaktik und langsame Reaktion der Verantwortlichen, mit sensationellen Reportagen über den raschen und umfassenden Einsatz im Kampf gegen die Krankheit und deren Verschleppung gefüllt. Die ursprünglichen Unterlassungssünden wären fast in Vergessenheit geraten.

«Hanemann, geh du voran!»

Empörend ist, daß die Walliser Gesundheitsbehörde die Zermatter Vogel-Strauß-Politik gedeckt, ja mitgemacht hat. Und das Eidgenössische Gesundheitsamt muß sich sagen lassen, daß keine Rechtsordnung der Freien Welt einer Amtsstelle verbietet, aus ihrem Einblick in die Lage heraus öffentlich auszusprechen, was in einem Notfall von den näher Beteiligten vorgekehrt werden sollte. Daß es gegen diese Epidemie rechtlich unanfechtbare Maßnahmen genug gab, hat sich dann ja gezeigt.

Viele unserer Ämter haben eine krankhafte Scheu vor der Öffentlichkeit. Das illustriert am Schluß dieser Nummer Oskar Reck im «Blick auf die Schweiz» für die Informationspolitik. Jedem ausgewiesenen Journalisten über alles Auskunft zu geben, was nicht zum Allergeheimsten der Verteidigungs- oder Weltpolitik gehört, gilt bei den Angelsachsen als heilige Pflicht der zuständigen Beamten. Sicher wird in den USA darin ein wenig übertrieben. Groteskerweise hält man indessen auch bei uns heute eine militärische Raketenstellung im

Aargau nicht mehr geheim, nähert sich also der angelsächsischen Praxis akkurat am falschen Ort.

Aber wir, die Presse, die Journalisten selber sollten uns auch bei der Nase nehmen. Am 14. März stand in Zermatt mindestens ein Typhusfall fest, und in einem Zirkular an die Hoteliers stand, Ansteckung durch Trinkwasser könne als Ursache ausgeschaltet werden. Klang dann nicht erst recht schon die erste Mitteilung des Walliser Gesundheitsamtes vom Freitag, 15. März, verdächtig, wonach «aller Wahrscheinlichkeit nach die gemeldeten Fälle nicht auf eine Infektion durch Trinkwasser zurückzuführen» sind? Primitivste Pflicht wäre es zunächst gewesen, keine mögliche Ursache auszuschließen und sofort umfassende Gegenmaßnahmen zu treffen. Bereits am Montag, 18. März, stellte denn auch Oskar Reck in der «Thurgauer Zeitung» fest, im Wallis behaupte sich «der entschiedene Hinweis, die Behörden täten besser daran, bei der Zermatter Wasserversorgung Nachschau zu halten. Die Taktik des Verschweigens und der Verharmlosung läßt sich jetzt schlechterdings nicht mehr weitertreiben.» Anderntags forderte die Schweizerische Politische Korrespondenz bessere Aufklärung und Abklärung, und die «Appenzeller Zeitung» sprach von «Vertuschung im Interesse des Tourismus». Auch manche welsche Blätter haben richtig reagiert.

Wo aber, so fragten sich viele Zeitungsleser, blieb zunächst die Reaktion anderer, vorab größter schweizerischer Organe? Manche spielten noch «Blinde Kuh», als die Communiqués

---

Weitere prägnant gefaßte Beiträge zu dieser Rubrik sind erwünscht und werden honoriert.
Red.

■ Im Jahre 1951 verdiente ich meinen Leutnantsgrad ab. Mein Zug betrieb Ausbildung auf dem Kasernenareal. Deutlich sichtbare Tafeln rund um das Kasernengebiet taten jedermann kund, daß während des Dienstbetriebes allen Zivilpersonen der Zutritt untersagt war. Ich war deshalb etwas erstaunt, als sich ein beleibter Zivilist durch die Haglatten zwängte, sich kurz umsah und dann stracks auf die kleine Anhöhe im Übungsplatz zuging. Als er nach einiger Zeit keinerlei Anstalten traf, sich wieder zurückzuziehen, begab ich mich zu ihm und erkundigte mich, ob er etwas wünsche oder etwas suche.

Langsam, fast mühsam, antwortete mir der Herr, er suche nichts, aber diesen Ort habe er noch einmal aufsuchen wollen. Er sei Auslandschweizer und zurzeit in der Heimat in den Ferien. In den zwanziger Jahren habe er hier die Rekrutenschule gemacht. Dieser kleine Hügel habe ihn damals so oft zum Schwitzen und zum Fluchen gebracht, daß er ihn heute einmal in Ruhe genießen wolle. Der Gruppenführer von dazumal habe nämlich eine ganz besondere Vorliebe für diese Anhöhe gehabt und sie von seinen Leuten immer wieder angreifen lassen. Nach der Rekrutenschule sei er, mein Gesprächspartner, dann bald nach Südamerika ausgewandert und nun erstmals wieder in die Schweiz zurückgekehrt. Selbst seinen Schweizerdialekt habe er in diesen langen Jahren fast vergessen.

Ich fand, diese Sachlage rechtfertige schon eine Ausnahme von den bestehenden Absperrvorschriften und plauderte noch eine Weile mit dem Fremden. Als ich mich verabschieden wollte, griff der Herr in seine Brieftasche, zog eine Photo hervor und forderte mich auf, einmal zu sehen, wie schlank er als Rekrut gewesen sei.

Ich blickte nur kurz auf das Bild; als ich keine Antwort gab, kam etwas enttäuscht die Frage, ob ich ihn denn nicht erkenne. Ich mußte gestehen, daß ich gar nicht nach ihm gesucht hatte, denn ... vor mir lag eine Photo einer Rekrutengruppe aus den zwanziger Jahren und der Korporal in der Mitte mit der Vorliebe für den Kasernenhügel war — mein Vater!

Meinem Auslandschweizer verschlug es fast den Atem. Nach 29 Jahren wollte er den gefürchteten Kasernenhügel in Ruhe genießen und traf dort den Sohn seines einstigen Gruppenführers als Zugführer an! R. K.

aus Sitten und die Auskünfte aus Zermatt zum Himmel stanken. Hätten sie nicht besser aus allen Rohren geschossen? Hätten nicht schon die Reporter, die am Gornergrat-Derby vom 15./17. März waren, bei ihren Redaktionen und diese in der Öffentlichkeit Alarm schlagen sollen? Hätten so nicht unsere Zeitungen einen Druck auf die zuständigen Instanzen ausüben können? Sehr wahrscheinlich wäre deren Gesuch um den erst am 22. beginnenden Einsatz der Armee noch länger ausgeblieben, wenn nicht die ausländische, vorab die englische Presse Alarm geschlagen hätte. Was diese in großer Aufmachung publizierte, rubrizierte man im Geiste des «Hanemann, geh du voran!» bei uns fein säuberlich an unscheinbarer Stelle.

Uns fehlt ein seriöser Sensationsjournalismus

Es ist bequem, den Sensationsjournalismus in Bausch und Bogen zu verdammen. Eine Sensation ist etwas, das unser Empfinden bewegt. Gewiß ist es gefährlich, das am falschen Ort zu tun. Es gibt eine üble Sensationspresse, die aus dem Appell an niedere Instinkte lebt. Aber es gibt – darf man wagen, das auszusprechen? – auch guten Sensationsjournalismus. Es gibt immer wieder Situationen, in denen die Absicht die Anwendung dieses Mittels rechtfertigt: wenn es darum geht, an das Menschliche zu appellieren, gegen schreiendes Unrecht und empörende Taktik vorzugehen. Der Zermatter Fall ist dafür ein Musterbeispiel, um so mehr als man nichts Genaues wußte. Da gab es nichts anderes, als Vermutungen auszusprechen und das Bekannte aufzubauschen, damit das Verheimlichte möglichst rasch ans Tageslicht komme. Da war sogar – hier muß ich dem unvergleichlichen Dr. Hans Trümpy von den «Glarner Nachrichten» widersprechen – die verdrehteste Meldung im übelsten ausländischen Sensationsblatt nützlich.

Ich meine nicht, wir sollten solchen Stil nachahmen. Es gibt noch wirksamere Mittel. Man kann Aufklärung fordern, Fragen stellen, Meinungen des Publikums wiedergeben, Dinge andeuten, die in der Luft liegen. Im Fall Zermatt sollten wir auch weiterbohren, bis alles abgeklärt ist – mit Fragen wie zum Beispiel, ob stets alles Wasser durch den berühmten Filter geleitet worden sei. Man hätte auch sogleich Namen nennen sollen, die Namen des Verkehrsdirektors, des Gemeindepräsidenten, des Vorstehers der Wasserversorgung, Namen auch von Hotels, wo es besonders viele Verdachtsfälle gab. Das hätte die Genannten vor ihre Verantwortung gestellt und den einen oder anderen dazu gebracht, seine wahren Vermutungen über die Ursache auszusprechen. Ähnlich wäre es etwa in einer Meldung über das Versagen von Sicherheitsgurten bei einem Auto-Unfall richtig, den Typus und die Marke dieser Vorrichtung anzugeben.

Und dann sollten sich doch auch insbesondere größere Zeitungen Nachrichten beschaffen können, wenn die Amtsstellen schweigen oder spürbar etwas vertuschen wollen. Warum waren da die Engländer tüchtiger? Darauf verstehen sich doch gerade die Schweizer Journalisten in aller Welt oft viel besser als ihre ausländischen Kollegen. Im kantonalen Rahmen war da der kürzlich verstorbene Albert Maurer vom «Zofinger Tagblatt» ein Meister. Es gab kein allgemein interessierendes Geheimnis im Aargau, das diesem liebenswürdigen Mann nicht schon im Entstehen anvertraut worden wäre. Und es gab kaum eines, das er nicht rechtzeitig, für den «geneigten» Leser unübersehbar irgendwo in seiner Zeitung mitgeteilt hätte.

Schon am nächsten Tag gab ihm dann oft dieselbe Person ein neues Geheimnis preis. Der Stolz des Informanten, der eigentliche Urheber der «Andeutung» in der Zeitung zu sein, ließ das Gefühl, sein Vertrauen sei mißbraucht worden, gar nicht aufkommen. Noch im Tod erwies sich die Tüchtigkeit dieses als Elsässer geborenen feurigen Schweizers, der als Setzer angefangen hatte. In zwei großen Zeitungen erschienen Artikel über eine aargauische Regierungsvorlage zur Steuerherabsetzung, bevor die kantonale Presse etwas wußte: große Aufregung! Des Rätsels Lösung: die Angehörigen hatten zwei adressierte und frankierte Briefe auf dem Schreibtisch des Toten gefunden und abgeschickt. Albert Maurer hatte vertraulich überlassene Unterlagen bereits verarbeitet, um die Berichte versenden zu können, sobald der Beschluß bekannt würde.

Solche Tüchtigkeit ist nicht von allen Kollegen gerne gesehen worden. Es hat auch seinen Sinn, wenn bei unwichtigen Dingen die Presseleute heute untereinander abmachen, daß alle den Bericht zum Beispiel nach drei Tagen abliefern. Sonst können sie bei der heu-

tigen Überbeanspruchung oft Wichtigstem nicht rasch und gründlich nachgehen. Aber dies muß denn auch wirklich geschehen.

Auch der «Blick» hat im Fall Zermatt schwach reagiert. Überhaupt findet da der Leser meist nur den Schein echter Sensationen, aber mancher merkt das nicht – oder es ist ihm lieber als nichts. Zum seriösen Sensationsjournalismus, den wir nötig hätten, gehört dagegen die rasche eigene Berichterstattung durch gute Reporter. Unwichtig ist, ob die Zeitung vier- oder fünfspaltig erscheint. Auch der zügige Titel macht es nicht, wennschon die kleinste Überschrift mindestens dem Leser sagen sollte, ob sich für ihn die Lektüre des Ganzen lohnt. Not tut indes eine Umstellung über solche Details hinaus, sonst wird – faute de mieux – der üble «Blick» immer besser florieren. Ja, unsere politische Presse könnte noch viel gefährlichere Konkurrenten bekommen.

Ich weiß, wie schwierig der Tagesjournalismus ist, und bin der letzte, der die inneren und äußeren Hindernisse nicht ernst nähme, die sich bei uns einem im guten Sinn sensationelleren Journalismus etwa im Sinn des «Daily Telegraph» entgegenstellen. Wir haben angesichts unserer föderalistischen Struktur mit über vierhundert Blättern die größte Zeitungsdichte der Welt, und auch die größten müssen mit einem Bruchteil der Anzahl Redaktoren und Mitarbeiter entsprechender ausländischer Zeitungen auskommen. Aber dies haben die unseren auf vielen Gebieten durch persönliche Tüchtigkeit, unkomplizierte Organisation, rationelle Verwendung der Nachrichtendienste usw. mehr als wettgemacht. Auch beteiligen sich oft die Leser an der Nachrichtenbeschaffung. Es ist schwer verständlich, daß das im Fall Zermatt vielfach nicht geklappt hat. Und warum haben nicht ärztliche Mitarbeiter der Zeitungen rascher die allgemeine Information über den Typhus vermittelt, welche die Gesundheitsämter versäumten?

Die gefährliche Verfilzung

Eine Ursache dieser Erscheinungen wie der ganzen Zermatter Misere ist sicher die Überbeanspruchung aller Maßgebenden durch die verrückte Konjunktur. Daraus dürfte noch manche Panne entstehen. Aber weshalb nahmen gewisse Zeitungen erst Stellung, als sich die gewiß überbeanspruchten und nicht zuerst der öffentlichen Meinungsäußerung verpflichteten Walliser Ärzte erfreulich klar ausgesprochen hatten? Ich glaube, wir Schweizer sind zu solidarisch geworden. Möglich, daß in Zermatt Fehden eine frühere Verbesserung der Wasserversorgung verhindert haben. Aber im großen ist es heute in unserem öffentlichen und halböffentlichen Leben umgekehrt: man bekämpft sich nicht mehr genug.

Wie erfrischend waren doch die oft höchst unsachlichen Pamphlete, die zu Ende des 19. Jahrhunderts ein Ulrich Dürrenmatt, Großvater unseres Dramatikers und des Chefredaktors Peter Dürrenmatt, in seiner «Buchsizeitung» dichtete! So griff er etwa ohne Versteckspiel den Generaldirektor Weissenbach an, der Beschwerden der Eisenbahner ablehnte:

In Weissenbach dem Großen
Lebt Landenbergs Geschlecht,
Verträge sind ihm Possen,
Er kann euch ganz verstoßen –
Ihr habet ja kein Recht.

Ja, Dürrenmatt durfte den Regierenden sagen:

Respekt vor Würden, Amt und Rang,
Respekt vor harter Thaler Klang,
Das laßt Ihr freilich nicht verletzen!
In diesem hab ich oft gefehlt . . .

Und noch vor vierzig Jahren hätte bei einem solchen Typhus-Ausbruch etwa ein sozialistisches Blatt geschrieben:

Opfer kapitalistischer Profitgier

X-feld, 16. März. Was alle Spatzen hier oben von den Dächern pfeifen würden, wenn es darauf nicht so viel Schnee hätte, das wollen die kapitalistischen Profiteure noch immer nicht wahr haben: der Typhus hält in X-feld reiche Ernte. Doch den Hoteliers geht es nur um den schnöden Mammon. Zuerst vernachlässigten sie die primitivsten hygienischen Erfordernisse. Jetzt wollen sie alles vertuschen. Zwei Fälle nur gebe es, heißt es im offiziellen Communiqué, und die Schuld wird auf einen Arbeiter geschoben. Wir verlangen ein sofortiges Eingreifen des Bundes!

Ein freisinniges Organ wäre kaum zurückgestanden:

Konservative Mißwirtschaft

X-feld, 16. März. Ein Communiqué aus dem Kantonshauptort erklärt, in X-feld seien zwei Typhusfälle aufgetreten. Wie wir von informierter Seite vernehmen, gibt es aber Dutzende weiterer „Verdachtsfälle". Es ist kaum übertrieben, vom Beginn einer Epidemie zu sprechen. Doch die Gemeindeverwaltung treibt eine echt konservative Vertuschungspolitik. Das Übel kommt von ihrer eigenen Mißwirtschaft. Die Wasserversorgung ist seit Jahren nicht in Ordnung. Hier täte die Luft gesunden freisinnigen Geistes not. Jetzt gilt es, sofort die Epidemie einzudämmen.

Und eine konservative Zeitung hätte dann etwa geantwortet:

Die Folgen gottlosen Treibens

X-feld, 17. März. Wie in freisinnigen und sozialistischen Blättern zu lesen steht, soll in X-feld die Zahl der Typhuskranken wahrscheinlich höher sein als die offiziell angegebene Zahl zwei. Wenn daraus tatsächlich auf Fehler der Hoteliers und der Gemeinde geschlossen werden könnte — was nicht erwiesen ist —, so berechtigt das jene Blätter nicht von „konservativer Mißwirtschaft" oder „kapitalistischer Profitgier" zu schreiben. Dann wären die braven Zermatter eben leider auch dem bösen Zeitgeist erlegen, der ein Produkt des Liberalismus und des Sozialismus ist: der elenden Raffgier und dem gottlosen Materialismus, sowie dem schamlosen Treiben eines Fremdenkurortes, das auch die härteste Moral untergräbt. Natürlich muß nun energisch alles Nötige vorgekehrt werden.

So hätte man sich ganz unsachlich gegenseitig beschimpft – aber die Angst vor der ganz großen politischen Blamage hätte wahrscheinlich dazu geführt, daß man schneller eingegriffen hätte. Heute dagegen haben sich unsere politischen Parteien und ihre Zeitungen mit ihrem Anteil weitgehend abgefunden. Angesichts wechselnder Allianzen schont man jeden Gegner, und im Grund sind die meisten Politiker selber der Meinung, daß die eigene Weltanschauung nur Teilwahrheit ist, die der Ergänzung durch das Ideengut der anderen bedarf. In der Wissenschaft ist es ähnlich, und in der Literatur sonnen wir Deutschschweizer uns alle im Ruhm, den zwei der unseren errungen haben. Wir fragen selten danach, inwieweit ihre neuesten Werke diesen Ruhm rechtfertigen. Wir wagen etwa noch milde, oft verklausulierte Kritik. Aber einen scharfen, sensationellen Angriff, der ihnen selber vielleicht gut täte – wozu?

Diese Einigkeit und persönliche Überanständigkeit ist ein Produkt der radikalen Bedrohung all der Werte, die uns gemeinsam sind, zuerst durch die Nazi und heute durch die Kommunisten. Ich selber habe mich schon als Student in Artikeln und Diskussionen für den nationalen Zusammenschluß aller freiheitlich-demokratischen Kräfte gegen die totalitäre Gefahr eingesetzt. Und mir scheint es auch heute eine große Errungenschaft, daß wir nach Beendigung der konfessionellen Kämpfe und nach der Auffüllung des Grabens zwischen Deutsch und Welsch auch den Klassenkampf überwinden konnten. Ich glaube nicht, daß diese segensreiche Entwicklung irgendwie rückgängig gemacht werden sollte.

Das wäre auch kaum möglich. Heute wirken die in Wahlzeiten etwa wieder auftauchenden polemischen parteipolitischen Artikel, sofern sie nicht wirkliche Mißstände oder Grundsätzliches betreffen, in unseren Weltblättern oft leicht komisch. Ebenso eine Berichterstattung, die aus dem Verlust eines Mandats durch die Freisinnigen im Tessin einen Erfolg dieser Partei konstruiert, weil der alte konservative Erzgegner ebenfalls einen Sitz verloren hat, während man kaum über die möglichen Gründe für das einzig Interessante orientiert wird: für den Gewinn von zwei Mandaten durch die Bauernpartei. Nein, so kann die nötige kämpferische Haltung kaum zurückgewonnen werden.

Aber der gewonnene Friede darf dennoch nicht zum faulen Frieden werden. Wir dürfen uns nicht alles gegenseitig nachsehen und

uns dem Ausland gegenüber mit allem solidarisieren, was bei uns geschieht. Manche Zeitungen entschuldigten sich förmlich, als sie im Fall Zermatt nach zehn Tagen mit größter Betulichkeit auch ein wenig Kritik zu äußern wagten. Sie wehrten sich dabei nicht etwa gegen die ihnen vielleicht kaum bewußt gewordene Lesermeinung, wonach sie schon viel früher hätten losschießen sollen, sondern gegen Angriffe Beteiligter und Betroffener, auf die sich gar nicht einzugehen lohnte. In diesem Rechtfertigungsbedürfnis zeigte sich, daß auch manche Redaktionen in einer eigenartigen Solidarität befangen waren, als ob die schweizerische Fremden-«Industrie» und sogar der Verkehrsverein zu unseren heiligsten Gütern gehörten. Der von manchen meiner Bekannten geäußerte Verdacht, hier habe das Inseratengeschäft einen Einfluß ausgeübt, ist abwegig. In dieser Beziehung sind unsere Verleger – besonders in der heutigen Konjunktur – den Redaktoren gegenüber sehr großzügig. Überhaupt sind Geldinteressen direkt kaum im Spiel. Hier handelt es sich um eines unserer merkwürdigen Tabus und offenbar um ein geradezu rührendes inneres Solidaritätsgefühl mancher Redaktoren selber.

Ein Grund dafür ist, daß heute in der Schweiz unter den Maßgebenden jedermann jedermann gut kennt, daß man sich schon da und dort in gemeinsamer Interessenverteidigung oder auch nur in fröhlicher Stimmung getroffen hat und dabei einander persönlich nahe gekommen ist. Und wenn man sich noch nicht kennt, so sagt einem am nächsten Tag ein Freund: «Du, dem X hast du aber zugesetzt. Der hat das trotz allem nicht verdient. Er war unser patentester Einheitskommandant im Aktivdienst!» Ich habe mich in der Schule und an der Universität oft gefragt, wie aus der doch recht demokratischen Verfassung der alten eidgenössischen Orte das aristokratisch-autoritäre Ancien Régime entstehen konnte. An dem eben erwähnten Vorgang wurde mir klar, wie das unmerklich geschehen kann. Die Gefahr besteht, daß aus der Einigkeit, die uns heute alle umschlingt, ganz allmählich eine Verfilzung und schließlich eine neue Art Aristokratie entstehe. Auch ohne Dienstboten und ohne Liftboys droht der Instinkt dieser durch ein geheimnisvolles Band verknüpften neuen «Schicht der Maßgebenden» für das, was die anderen denken und empfinden, ebenso allmählich verloren zu gehen. Ein Musterbeispiel dafür scheint mir, was noch am 22. März ein sonst sympathischer Privat-Dozent in der Zeitung erklärte: «Wenn ich meine Skiferien nicht schon hinter mir hätte, würde ich keinen Augenblick zögern, mit meiner Familie auch heute nach Zermatt zu reisen.»

Zermatt ist wichtiger als Tsching Pong Päng

Ertönt ein Wind in Tsching Pong Päng,
Berichtets unser Weltblatt gäng.
Verheimlicht Typhus man z Zermatt,
Das übersieht es zunächst glatt.

Dem lohnt sich auch nicht nachzugehn –
Was kann denn schon bei uns geschehn?
Und wenn es wirklich Schlimmes wär,
Entdeckt es besser sonst eswer.

Betrifft's die Fremdenindustrie,
Schimpft «man» erst recht nur hindedry.
Sonst gibts mit Moritz und mit Fritz
Noch Krach – und hat das einen Spitz?

Auch heißt die Ehre der Nation
Vermeiden jede Sensation,
Die schaden könnte einer Beiz,
Denn deren Wohl ist s Heil der Schweiz.

Erglüht ein Wurm in Tsching Pong Päng,
Erregt das unsre Blätter gäng.
Tuts not bei uns – nicht nur z Zermatt –,
Bewegend Wort, wo hast du statt?

~~Ist das zu scharfer Tubak?~~ War nicht unsere ganze öffentliche Diskussion in der Frage der Gastarbeiter während vielen Jahren von einem geistigen Typhus, einer Umnebelung befallen, die mit unserem sonstigen Realitätssinn merkwürdig kontrastiert? Und wie selten kommt noch heute in unserer Presse ~~– wobei ich da und in manchem anderen den Schweizer Spiegel und mich selbst nicht ausnehme –~~ zum Ausdruck, wie dieser fremde Sechstel unserer Bevölkerung unter uns lebt und wie wir Schweizer uns dazu einstellen. Und die entscheidende Frage beim Beschluß des Bundesrates, der nun für ein Jahr die Arbeiterzahlen begrenzt, wurde kaum aufgeworfen: warum da die so dringende Beschränkung der Zulassung von Ausländern mit der Konjunkturdämpfung auf

eine Art gekoppelt wird, die auf die Dauer auf extremsten Dirigismus hinausliefe, zu einer großen Käseunion unserer ganzen Industrie führen müßte.

Sicher war es richtig, daß wir unser Recht, ja unsere Pflicht betonten, verbrecherischer Anschläge verdächtige Agenten Israels zu verhaften. Aber hier besteht auch Anlaß, unser Verständnis für die Schwierigkeiten des Kleinstaates zu bekunden, dessen Existenz schwer gefährdet ist. Wir sollten uns dafür einsetzen, daß Bengal und Jodlik als politische Delinquenten nicht ausgeliefert werden. Hätte nicht unsere Presse, was alt Regierungsrat Ludwig nachträglich in seinem Gutachten über unsere Flüchtlingspolitik in der Nazizeit feststellte, schon seinerzeit ausbringen und vehementer kritisieren sollen, als es noch Zeit war, die Praxis menschlicher zu gestalten? Hätte sie während dem Zweiten Weltkrieg nicht auch dafür sorgen sollen, daß die in diesem Punkt viel zu strenge Zensur gelockert werde?

Wie ist es heute bei unserem Verhältnis zur EWG? Unsere Zeitungen sind nicht der Bundesrat. Bei aller nationalen Solidarität, die in dieser Frage berechtigt ist, ist es schwer verständlich, daß die Grundwelle der Skepsis und des beginnenden Widerstandes, die unser Assoziationsgesuch im Herbst von den Stammtischen der Arbeiterlokale bis in die Spitzen der Wirtschaftsverbände und der Fachgelehrten ausgelöst hat, in einem wichtigen Teil unserer Presse nicht recht zum Ausdruck gekommen ist. Ebenso auch das hörbare Aufatmen, das nach dem Nein de Gaulles durch unser Land gegangen ist.

Ein neuer Stil

Es fehlt bei alledem bestimmt nicht an der guten Gesinnung, ebensowenig am Können. Es fehlt am Stil. An einem Stil, der die Dinge bei uns selber wichtiger nimmt, weil sie für uns wichtiger sind. Der diese spannender darstellt, weil sie spannender sind, als wir heute tun. Der sie kämpferischer anpackt, weil wir sie nur so meistern werden. Nur so wird sich auch die Beteiligung an unseren Abstimmungen wieder heben. Nur so wird insbesondere unsere politische Presse ihren Rang – auch gegenüber dem Fernsehen – wahren, ihre Aufgabe erfüllen können. Dazu bedarf es vielleicht auch vermehrter finanzieller Mittel für die zuständigen Ressorts. Als ich als Auslandkorrespondent die Bonner Szene betrachtete, drängte sich mir oft der Satz auf: «NZZ locuta – causa finita!» (Die NZZ hat gesprochen – die Sache ist entschieden.) Daß ein Schweizer Blatt solchen Einfluß auf die Politik des größten Staates von Westeuropa gewinnen konnte, ist eine unglaubliche geistige Leistung. Aber in unserem Land müssen wir mehr darauf achten, daß jeweilen der brennende Teil der causa nicht finitus ist, ehe wir überhaupt reagieren.

Der deutsche Regisseur Rolf Liebermann hat den Durchfall Max Frischs auf zwei New Yorker Bühnen mit dem auch gegen Friedrich Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» gerichteten Ausspruch einer New-Yorkerin erklärt, die befremdet war vom «sense of fear, they have in that country». Und er meinte, darin unterscheide sich eben das machtbewußte Amerika von den stets gefährdeten kleinen Bestandteilen Europas. Jener Ausspruch hätte aber doch ebenso gut von einer Schweizerin stammen können. Nur hätte sie den Vorwurf auf die beiden Dichter selber beschränkt. Dürrenmatts Geringschätzung und Frischs Defaitismus hinsichtlich der Kraft des Menschen und seines guten Willens teilt unser Volk im Gegensatz zu Deutschen und Franzosen in seiner großen Mehrheit – zu Recht oder zu Unrecht – nicht.

Der Österreicher Hans Weigel hat uns in seinem bereits erwähnten Buch besser erfaßt, wenn er, Schiller korrigierend, das Geheimnis unserer Kraft in dem Wahrspruch zu erkennen glaubt: «Seid einig, uneinig, einig!» Wir hoffen, daß er auch für heute und morgen recht hat, wenn er, was er in Basel an der Fasnacht erlebte, als besonders schweizerisch zu erkennen glaubt: «das allgemeine Gegeneinander, das sie zusammenhält, indessen sie einander im Rahmen des Brauches vieles, Großes und Kleines, antun, um darin sich selbst und ihre Gemeinsamkeit zu erfahren». Erneuern wir diese Kraft und zeigen wir, daß wir tatsächlich nicht jenem «sense of fear», jener Existenzangst verfallen sind, indem wir uns auch öffentlich wieder deutlicher unsere Meinung sagen!